nem Geiste und ich fühle mich gezwungen, hier nochmals meinen besten Dank für Alles auszusprechen. Es kommt mir vor, als könnte ich nicht genug danken für die große Freundlichkeit und die reichen Almosen, welche ich in der St. Peters Kolonie empfangen habe. Die Erinnerung an meinen Besuch bei meinen lieben Landsleuten wirkt immer wieder ermutigend auf mich in meiner Einsamkeit und Verlassenheit. Das Andenken an den überall klar hervortretenden Schaffungs- und religiösen Geist meiner Landsleute treibt auch mich mächtig an zum eifrigen Schaffen im Weinberge des Herrn. Mit innigem Dank gegen den lieben Gott fühle ich mich nun glücklich, diese Reise in die schöne St. Peters Kolonie gemacht zu haben.

Und nun muß ich aber auch etwas über die Rückreise nach meiner nordischen Mission schreiben. Ich muß es bekennen, daß der Abschied von den lieben Patres in Münster mein erstes Opfer war, welches der liebe Gott als Gegengabe der mir gemachten Freuden von mir verlangte. Ich empfand die Wahrheit, daß „ungetrübte Freude keinem Sterblichen hienieden zu teil wird." Um nicht undankbar zu sein gegen den lieben Gott, brachte ich es ohne zu klagen. Unvorhergesehene Umstände verhinderten mich sodann an dem geplanten Besuche meiner Freunde in Regina. Das war ein zweites Opfer. Aus meinem 13-jährigen Missionsleben unter den Indianern gewöhnt an ähnliche unangenehme Ueberraschungen, fügte ich mich willig auch in diese. Ueber Prince Albert, wo ich nur einen sehr kurzen Besuch bei den hochw. Oblatenpatres machte, reiste ich nach The Pas, der Residenz des hochw'sten Herrn Apostol. Vikars O. Charlebois. Leider war der hochwürdigste Herr bei meiner Ankunft nicht anwesend. Ein schriftlicher Befehl lautete auf möglich schnellste Abreise nach meiner Missionsstation am Renntier-See. Ich erlaubte mir nur einen Tag Aufenthalt in The Pas, um meine Habseligkeiten einzupacken. Die große Entfernung, die oft unbeschreiblich schroffe Handhabung des Gepäckes durch die Indianer oder Mestizen verlangen eine solide Verpackung.

Am nächsten Tage trat ich dann meine eigentliche Heimreise an. Zu meiner größten Zufriedenheit konnte ich eines der den Saskatchewan-Fluß aufwärts fahrenden Dampfboote der sogen. Roß Navigation Co. benutzen, um bis zur St. Josephs-Mission am Cumberland-See zu reisen. Die Entfernung von The Pas bis zu dieser Station beträgt 80 engl. Meilen. Das Dampfboot braucht dazu etwa 14 Stunden Bei meiner Ankunft in der genannten Mission fand ich nur einen alten Missionsdiener im Hause. Der hochw. P. Bonald, O.M.I., der Direktor der Mission, befand sich auf einer Besuchsreise in St. Boniface. Da mich unter diesen Umständen nichts an diese Station fesselte, setzte ich zufrieden meine Reise fort.

Nochmals war mir das Glück hold. Ein anderes Dampfboot, vom The Pas kommend, war im Begriff, von Cumberland bis nach der Mündung des sogen. Sturgeon River abzufahren. Ich beeilte mich soviel ich nur konnte, um es nicht zu verpassen. Auf diese Weise konnte ich weitere 30 Meilen im bequemen Dampfboot machen. Am genannten Orte ist für uns Nordländer das Ende der Zivilisation, die letzte Ansiedelung von mehreren Bleichgesichtern. Es ist wohl bereits bekannt, daß von diesem Orte aus die Erträgnisse der vor wenigen Jahren 40 Meilen von hier entdeckten reichen Kupfermine durch die Roß Navigation Co. nach dem The Pas befördert werden. Der Transport geschieht mittels zwei großen Barken, von denen die eine 120 und die andere 80 Tonnen trägt und welche langsam von dem Dampfboote vorwärts geschoben werden.

Von hier ab ging nun meine eigentliche Missionsreise an, d. h. auf Flüssen und Seen, durch wilde Gegenden, wo man manchmal nur nach Tagereisen einer Mestizen- oder Indianerfamilie begegnet. An Stelle des bequemen Flußdampfers tritt das kleine gebrechliche Canoe. Der erste und dazu schlimmste Fluß, den ich im Canoe befahren mußte, war der erwähnte Sturgeon River. Die Franzosen nennen ihn Rivière maligne, welchen Namen er wegen seiner äußerst gefährlichen Stromschnellen mit Recht verdient. Einen und einen halben Tag ist man der beständigen Gefahr ausgesetzt, an irgend einem der zahllosen Felsen im Flusse zerschmettert zu werden. Gott sei Dank kamen wir immer nur mit dem Schrecken davon. Unter Gottes Schutz langten wir endlich am zweiten Tage an dem durch die vor nicht langer Zeit gemachten Goldfunde bekannten Beaver Lake an. Auch dieser See ist ein Schmerzenskind der Reisenden. Man schätzt sich glücklich, wenn man denselben überfahren hat, ohne mit einem Sturm gekämpft zu haben. Das Sonderbare an dem See ist, daß er auch nur von einem mittelmäßig starken Wind in einigen Minuten beinahe ganz aufgewühlt ist. Die kurz sich aufeinanderfolgenden Wogen drohen dem überraschten Reisenden mit dem Tod in den Wellen. Abgesehen von diesem gefährlichen Standpunkte ist der See ein Segen Gottes. Seinem Ufer entlang erblickt man stattliche Bäume, hin und wieder sich zum Anbau eignende Stückchen Landes. Die waldige Gegend um den See ist der Wohnort vieler kostbarer Pelztiere und der See selbst birgt in seinem Schoße die schmackhaftesten Weißfische. Glücklicherweise brauchen wir auf unserer Heimreise nur etwa 18 Meilen diesen See zu befahren. Seine größte Ausdehnung hat er von Osten nach Westen. Unsere Durchfahrt, welche ohne weiteren Unfall verlief, dauerte 4 Stunden.

Am Nordende des Sees fuhren wir dann wieder in einen Fluß ein, welchen die Engländer Sturgeon Weir River und die Franzosen Rivière la Ponte nennen. Dieser Fluß ist weniger gefährlich als der oben genannte Sturgeon River, da seine Strömung nicht so reißend ist und die Stromschnellen weniger zahlreich sind. Die äußerst gefährlichen Wasserfälle werden durch sogen. „Tragstellen" vermieden. Häufige Regenschauer, welche uns wiederholt überraschten und zur Landung zwangen, machten unsere Reise lang und oft unbehaglich. Den ganzen Tag in seinem Zelt sitzen und den Regen in Strömen herabkommen sehen ist dem, der gerne heimreisen möchte, nicht gerade erwünscht. Solche Tage gleichen mehr traurigen kalten Herbsttagen als frohen Sommertagen.

Trotz allem Pech kamen wir schließlich am vierten Tage in der St. Gertruds-Mission am Pelikan-See an. Dieses Mal hatte ich die Freude, den hochw. P. Missionär zu Hause zu finden. Mit Bruderliebe wurde ich empfangen. Da die Strapazen meiner bisherigen Reise mich ein wenig mitgenommen hatten, nahm ich bereitwillig das Anerbieten des hochw. Missionärs, einige Tage mich hier auszuruhen, mit Dank an. Ich benutzte die Zeit, um einige Schäden an meinem Canoe sowohl als auch meiner übrigen Reisesachen auszubessern und mich so auf die letzte Etappe vorzubereiten. So gingen die zwei Tage Rast, die ich mir erlaubt hatte, schnell vorüber. Ich schickte von hier aus meine zwei bisherigen Begleiter nach Cumberland zurück und nahm zwei andere Indianer vom Pelikan-See in meine Dienste.

Mit Freude trat ich dann den letzten, aber auch längsten Teil meiner Rückreise an. Dank der göttlichen Vorsehung und der Geschicklichkeit meiner neuen Reisegefährten ging alles beinahe wie gewünscht. Auch das Wetter war günstiger, und so kamen wir verhältnismäßig schnell vorwärts. Ein Fluß nach dem andern und ein See nach dem andern wurde teils segelnd teils rudernd durcheilt, und nach nur fünftägiger Reise kamen wir glücklich am Südende des Großen Renntier-Sees an.

Eine angenehme Abwechselung auf dieser Strecke war die Jagd auf wilde Enten, deren wir etwa 30 erlegten, und besonders die Jagd auf einen mittelmäßig großen Petz. Im munteren Tempo ruderten wir den großen Churchill-Fluß abwärts, uns über die Bärenjagd unterhaltend. Den ganzen lieben langen Tag hatte mein älterer Begleiter mir von der sicheren Aussicht auf das Erlegen eines Bären im genannten Fluß geredet, sodaß ich beinahe in jeder kleinen Bucht einen großmächtigen wilden Bären zu sehen wähnte. Da ich keinen Zweifel in meinen Begleiter setzte, so hielt ich mich bereit und hatte beständig meinen Roß Rifle geladen neben mir. Der Tag verging und schon erblickte ich in einiger Entfernung den sogen. großen Kessel-Wasserfall, von wo aus wir den Churchill-Fluß verlassen und in den Caribou- (Reindeer-) Fluß fahren mußten. Die Hoffnung auf die vielbesprochene Bärenjagd aufgebend, war ich eben im Begriff mein Gewehr zu entladen, als mein jüngerer Begleiter in fieberhafter Aufregung in der nächsten Bucht einen Bären signalisierte. Ich glaubte es zuerst mit einem Spaßvogel zu tun zu haben. Doch schon flog gleichsam unser Canoe mit Aufbietung aller Kräfte dem bezeichneten Ort entgegen. Ich öffnete meine Augen soweit ich nur konnte, um den so lang erwünschten Herrn Petz zu sehen. Nachdem ich ihn richtig erspäht, lud ich wieder eiligst mein Gewehr. In weniger als zehn Minuten waren wir an Ort und Stelle und nach einem ersten Fehlschuß erlegte ich den Bären beim zweiten Schuß. Ich empfand dabei eine Freude, wie man sie bei einem freudigen Ereignis zu fühlen pflegt. Da eben die goldene Abendsonne, welche über das Ungewöhnliche zu lächeln schien, hinter den Abendwolken am Verschwinden war, entschlossen wir uns hier am nämlichen Orte unser Nachtlager aufzuschlagen.

Außer dieser Abwechselung hatten wir noch die Freude, beinahe täglich Reisenden zu begegnen. Es waren Indianer oder Mestizen, welche mittels Canoes die Waren der verschiedenen Pelzhändler vom Süden nach dem Norden transportiert hatten und nun nach Hause zurückkehrten. Am Südende des Renntier-Sees haben die erwähnten Pelzhändler einen Handelsposten, wo die Cris-Indianer der Gegend sich zu verschiedenen Zeiten des Jahres sammeln und den Austausch ihrer Pelze gegen Tee, Tabak, Blei, Pulver usw. usw. bewerkstelligen. Dabei werden die armen Indianer nebenbei gesagt oft und vielfach betrogen. Diese Cris-Indianer sind alle katholisch und gehören zur Missionsstation am Pelikan-See. Ungefähr dreimal im Jahr kommt ihr Missionär sie besuchen, um ihnen eine kurze Mission zu predigen. Dem äußeren Betragen nach sind sie gute Katholiken. Leider bin ich nicht ihrer Sprache mächtig genug, um mich ihnen in religiösen Sachen genügend verständlich zu machen.

Da ihnen mein längerer Aufenthalt hier nicht von großem Nutzen sein konnte, so setzte ich nach nur mehrstündigem Verweilen meinen Weg fort. Fünf Tage nur trennten mich noch von meiner St. Peters-Mission am Nordostende des Sees. Den allerletzten Teil meiner langen Reise unter den besonderen Schutz des hl. Petrus stellend, begann ich denselben.

Obschon hin und wieder die großen Wellen des Sees wie mit einem Spielball mit unserem Canoe spielten und bisweilen auch ein beträchtlicher Teil Wasser in das Canoe eindrang, so kamen wir doch immer wieder mit heiler Haut davon. Der Steuermann des Canoes bemerkte mir einmal, daß es leichter sei, ein Fahrzeug in diesem See selbst bei sehr starkem Winde zu steuern, als in den Seen des Südens bei gleichem Winde. Er begründete seine Aussage mit der Verschiedenheit des Wassers. Tatsache ist, daß im allgemeinen die Wellen dieses Sees viel regelmäßiger und daher bedeutend weniger gefährlich sind als in anderen mir bekannten Seen. Das Canoe wird oft sanft von einer großen Welle auf eine andere getragen, was sich freilich viel schlimmer ansieht als es in der Tat ist. Einen Neuling dürfte wohl in solchen Umständen oft ein kalter Schauer überlaufen.

Eine der am meisten auffallenden Eigenheiten des Renntier-Sees ist die ungeheure Zahl von Inseln, aller Größen und aller Formen. Einige derselben dürften den in sehr abenteuerlichen Büchern beschriebenen Felsinseln nicht unähnlich sein. Ein richtiger Abenteurer würde gewiß die eine oder die andere Insel nach seinem Geschmack finden. Eben aus der schönen St. Peters Kolonie zurückkehrend kommen mir dieselben jetzt doppelt wüst vor. Mir scheinen die Gegenden hier im Norden ein wahres Bild von dem „Und alles war wüst und leer" zu sein. Nur im Zeichen des Glaubens, als Gottes Werk betrachtet, können diese Gegenden einen heiligenden Eindruck auf das Gemüt machen. Man fühlt sich etwas erleichtert, wenn man bedenkt, daß diese Wüsteneien der Aufenthaltsort sind von vielen Pelztieren aller Art, und besonders der beinahe zahllosen Renntiere. Das Wort Renntier oder Caribou wirkt wie ein elektrischer Schlag auf den Bewohner in diesem Lande. Es ist dieses kein Wunder, da das Caribou die Hauptnährungsquelle für den Nordländer ist. Ein nicht allzugern gesehenes Tier ist hier der Wolf. Leider sind Caribou und Wolf wie unzertrennlich. Letzterer scheint sich das äußerst schmackhafte Fleisch des Caribou als sein bevorzugtes Lebensmittel auserlesen zu haben. Was dann weiter dem Großen Caribou-See irgendeine Bedeutung gibt, ist die Menge der verschiedensten Fische. Weiße und rote Karpfen, Hechte von 15-20 Pfd., Forellen von 30-40 Pfd. und die an Schmackhaftigkeit alle übertreffenden Weißfische sind im allgemeinen die Fischarten in diesem See. Der Reisende braucht nur eine kurze Zeit seine Angel auszuwerfen, und eine mittelmäßige Forelle von 5-8 Pfd. ist gefangen.

Obschon der Caribousee wie gesagt von Inseln beinahe wimmelt, bleiben doch noch manche große Uebersahrten (crossings) zu machen, ja, an manchen Stellen gleicht der See einem kleinen Meere. Hier muß der Reisende sehr vorsichtig sein, denn bei zweifelhaftem Wetter eine größere Ueberfahrt zu wagen hieße sich in Lebensgefahr bringen. Wind, und sollte er auch zum Segeln günstig sein, ist nicht erwünscht; man zieht das Rudern vor. Besonders gefürchtet ist auch der Nebel. Da ist ein Verirren beinahe die Regel. Man reist eben hier nicht mit dem Kompaß in der Hand, und er wäre auch ziemlich zwecklos, da er ja doch nicht die verderbendrohenden Felsinselchen anzeigen könnte. Dies sind einige der Licht- und Schattenseiten unseres Caribousees. Glücklicherweise passierten wir denselben ohne nennenswerten Unfall. Ich war herzlich froh, Ende August wieder in meiner Missionsstation St. Peter anzukommen.

Die armen Indianer und Mestizen, welche mehr denn zwei lange Monate ohne Priester gewesen, waren zufrieden ihren Missionär wieder zu sehen. Ich traf ihrer nicht viele, denn der größte Teil war bereits in die Winterlager zurückgekehrt. Die Abschieds- u. Empfangszeremonien sind hierzulande sehr einfach. Ein warmer Händedruck und ein fratzenähnliches Lächeln sind die gewöhnlichen äußeren Kundgebungen der Zufriedenheit. Hier und da macht ein altes Großväterchen oder ein zahnloses Großmütterchen seinem Herzen Luft durch einen langen Wortschwall. Zwischen Indianer und Missionär spielen sich oft Szenen ab, die sich garnicht beschreiben lassen. Der gute Wille des Wilden gibt sich häufig durch unfreiwillige Grobheiten kund. Da ist es bisweilen schwer für den Missionär, das Gleichgewicht zu halten und nur an den guten Kern unter der harten Schale zu denken.

Nachdem ich mich so gut es ging durch die lästigen Empfangszeremonien durchgearbeitet hatte, beeilte ich mich, unter Dach und Fach zu kommen. Beim Eintritte in meine arme, halbfaule Hütte kam dieselbe mir doppelt veraltet vor. Wäre die Zufriedenheit und das Glück nur unter schönen Dächern zu finden, wäre ich sicher eines der unglücklichsten Menschenkinder. Man muß ziemlich reich an Phantasie sein, wenn man meine Wohnung „Pfarrhaus" nennen wollte. Wie bei anderen Gelegenheiten, so mache ich auch hier gute Miene zum bösen Spiele. Mein erster Gang war in die Hauskapelle, wo ich das hochwürdigste Gut zur Anbetung und zum Troste der Missionsangehörigen zurückgelassen hatte. Ich hatte dem göttlichen Heilande für vieles zu danken und Ihn um vieles zu bitten.

Nach und nach fühlte ich mich wieder zu Hause. Vom ersten Tage meiner Ankunft bis heute haben die angenehmen Erinnerungen aus meiner letzten Sommerreise in der St. Peters Kolonie mir über manche Schwierigkeiten des Missionslebens hinweggeholfen. Hoffentlich werden sie auch in der Zukunft nebst der Gnade Gottes mein Trost sein in schwierigen und opfervollen Tagen. Ich schließe hier indem ich Ihnen, hochw. Pater, dem hochw. Herrn Abt, allen hochw. Patres und Wohltätern ein Glückseliges Neues Jahr von ganzem Herzen wünsche und mich Ihren frommen Gebeten empfehle.

Mit herzlichen Gruße Ihr

P. J. Egenolf, O.M.I.

Die Erfindung des Holzpapiers.

Es sind bald 80 Jahre vergangen, daß einem Deutschen, dem Weber Gottlob Keller in Oberschlesien, eine Erfindung gelang, die von außerordentlicher Bedeutung werden sollte; die Herstellung des ersten Holzpapiers. Die Art, wie ihm diese wichtige Leistung gelang, ist ein interessanter Beitrag zu der Geschichte der Erfindungen und zugleich zu dem traurigen Kapitel vom Erfinderlos, den die „Holzwelt" wieder in die Erinnerung ruft. Es war im Jahre 1839, als Keller durch einen ihm zufällig vor die Augen gekommenen Aufsatz, der die Notwendigkeit der Ersetzung der Haderlumpen in der Papierfabrikation durch einen Rohstoff betonte, auf den Gedanken kam, eine neue Art der Papierbereitung zu finden, durch die der steigende Papierbedarf gedeckt werden könnte. Eine naturwissenschaftliche Beobachtung, die er gerade damals machte, führte ihn auf den richtigen Weg: er hatte bei der Untersuchung eines Wespennestes festgestellt, daß die Wespen die papierdünnen Wände ihrer Nester aus Holzfasern bauen, die sie an Kiefern abnagen und dann aneinanderkleben.

So kam Keller auf die Idee, die Holzfasern zu verwenden, und stellte Versuche darüber an, welchem chemischen und mechanischen Prozeß sie unterworfen werden müßten. Das Kochen von Sägespähnen in einer Sodalauge hatte keinen Erfolg, weil einfache Siedehitze nicht genügt, um die Fasern bloßzulegen, sondern ein starker Dampfdruck dazu notwendig ist, wie wir heute wissen. Er unternahm es deshalb, die Fasern durch Schleifen des Holzes mittels eines harten körnigen Steines zu gewinnen, und begann seine Versuche mit einem gewöhnlichen Schleifstein, den er in Wasser laufen ließ. Mit der einen Hand drehte er den Stein, mit der anderen Hand preßte er das Holz dagegen, und siehe da! sein Versuch gelang. Im Prinzip ist die primitive Methode auch bei den heutigen technisch so hochentwickelten Verfahren noch dieselbe geblieben: das im Schleiftrog befindliche Wasser nahm nach langem Schleifen das Aussehen eines dicker und dicker werdenden Breies an, und endlich sammelte sich das abgeschliffene Holz als weiße Fasermasse, die sich am Boden festsetzte und haften blieb, als das Wasser abgegossen wurde. Keller quirlte dann nach einigen Stunden die Fasermasse kräftig durcheinander, und dabei spritzte eine kleine Menge auf ein darunter liegendes Tuch heraus, wo es sich flach ausbreitete. Das Tuch sog schnell den überschüssigen Wassergehalt in sich auf, und der zurückbleibende Teil der Masse nahm nach und nach das Aussehen von feuchtem Papier an. Nachdem Keller diese kleine Menge kräftig ausgepreßt und dann getrocknet hatte, hielt er ein zwar nur wenige Millimeter im Durchmesserbetragen des und technisch unvollkommenes, aber immerhin das erste Stückchen Holzpapier in der Hand.

Der kluge Weber baute dann die also gemachte Erfindung weiter aus, verbesserte seine Werkzeuge und brachte einen im Wassertroge laufenden Schleifstein mit einer Drehbank in Verbindung. An diesem Schleifstein schliff nun seine Frau den Faserstoff, und so ließen sich größere Massen schneller erzeugen. Keller verfertigte einen großen Schöpfrahmen aus Messingdraht mit siebartigem Boden, schnitt Filze zum Trocknen und Auspressen aus einem alten Tuchrock und schuf dann noch für das Auspressen eine sinnreiche, ziemlich komplizierte Vorrichtung. Nunmehr erhielt er unvergleichlich bessere Papierbogen und suchte, seine Erfindung zu verwerten. Da er des Tages am Webstuhl stehen mußte, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, konnte er nur nachts an seinen Vorrichtungen arbeiten; doch stellte er auf diese Weise mit seiner Frau eine große Menge Holzschliff her und schaffte ihn in die Papiermühle von Alt-Chemnitz, wo der Schliff, mit einem Drittel Haderstoff vermischt, zu Papier geformt wurde. So entstanden sechs Ries großes Schreibpapier, die teilweise zum Druck des „Frankenberger Kreisblattes" verwendet wurden. Aber den Lohn seiner Erfindung, die seitdem eine ganze Umwälzung im Reiche des Papiers hervorgerufen hat, sollte Keller nicht mehr ernten. Es gelang ihm nicht, Kapital zur Ausnützung seiner Methode zu erhalten; er selbst verlor sein ganzes Hab und Gut und starb als einfacher Handwerker in den dürftigsten Verhältnissen.

Landwirtschaft und Wortforschung.

Entstehung und Abwandlung der in der Landwirtschaft üblichen Ausdrücke.

Daß die Wortforschung (Etymologie) zur Kenntnis der Entwicklung unserer Kultur viel beigetragen hat, weiß jedermann. Auch die Geschichte der Landwirtschaft verdankt ihr viel; aber auch abgesehen davon, ist es reizvoll, zu verfolgen, wie die im landwirtschaftlichen Betriebe gebräuchlichen Worte entstanden sind und im Laufe der Zeit sich abgewandelt haben. Unser Acker geht zurück auf das Wort agras im Sanskrit und hängt mit den indischen Wurzeln aj treiben und ar pflügen zusammen, wovon auch das lateinische arare, gotische arjana, althochdeutsch erian für pflügen kommt.

Bauer ist ein verkürztes Wort; althochdeutsch, hieß es gaburo, mittelhochdeutsch gebur; es müßte also eigentlich Gebauer heißen, wie man Gemahl, Geselle, Genosse usw. sagt, wobei das Ge etwa unserem jetzigen Mit entspricht. Die volle Form ist noch in Familiennamen enthalten, wie Gebauer, Neugebauer usw. Getreide ist eigentlich das Getregede, zunächst was überhaupt getragen wird, dann das, was der Erdboden trägt. Interessant ist das Wort Grumet, voller Grummet, womit der zweite, herbstliche Schnitt bezeichnet wird. Es bedeutet Gruonmat, d. h. grüne Mahd, im Gegensatz zu der, die um Johanni herum zu geschehen pflegt und die bunten Frühlingsblumen zu enthalten pflegt, dem Heu. Ob das Grumet deshalb grün genannt wird, ist nicht unbestritten, aber die Ableitung ist sicher richtig, denn sie wird durch andere Doppelformen, wie Nachmahd, das sogenannte Altergrumt, bestätigt. Trotz unseres Maß- und Gewichtssystems wird noch vielfach die Bezeichnung Mandel für 15 Stück gebraucht. Sie rührt aus dem 18. Jahrhundert her, und zwar davon, daß die Bauern die Garben zu 15 aufrecht zusammenstellen und oben mit einer umgekehrten Garbe wie mit einem Hute zu bedecken pflegten, so daß das Ganze wie ein Mannl oder Mandel aussieht. Die Ableitung leuchtet ein, wenn man an die Puppe denkt.

Spaßhaft ist die Entstehung des Wortes Kartoffel, sie beruht nämlich auf einer Verwechslung dieser nützlichen Frucht mit der edlen Trüffel. Kartoffel ist durch den Vorgang der sogenannten Dissimulation aus Tartoffel entstanden. Ganz ausgestorben ist dieses Wort nicht, noch heute spricht man in Island von Tartuflus. Dieses Tartoffel ist aber nur das mundgerecht gemachte Tartufola, des Diminutiv von Tartufo, Trüffel; also bedeutet Kartoffel eigentlich Trüffelchen. Dagegen sind die in Oesterreich und in Süddeutschland gebräuchlichen Ausdrücke Erdäpfel und Grundbirnen bewußt als Analogie gebildet. Das Wort Butter ist fremden Ursprungs, es kommt vom lateinischen butyrum bezw. griechischen butyron, und das ist um so merkwürdiger, als die Griechen und Römer selbst anfangs gar keine Butter machten, sondern sie aus Rußland bezw. Deutschland bezogen — nebenbei war diese Butter flüssig. Das deutsche Wort für Butter ist Schmeer und unsere skandinavischen Vettern haben es sich bewahrt, wie jedermann weiß, der einmal in Schweden ein Smörgoos am Smörgoosbrot gegessen hat. Daß das Butterbrot Smörgoos also Buttergans heißt — goos (englisch goose) gleich Gans —, ist allerdings ein neues Rätsel, und obgleich sich schon mancher an seiner Lösung versucht hat, ist eine befriedigende Erklärung nicht gefunden.